

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 9

Artikel: Der Schwabenmichel : Erzählung [Fortsetzung folgt]
Autor: Horat, Aloys
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frühlig.

Es tropset vom Dächli
Und lustig springt 's Bächli,
Und d' Vögeli singed,
Grad so wie im Mai,
Und d' Chinde — lueg! — bringed
Scho Veili hei.

De föhn hät und d'Sunne
Dem fröhlig 's Spiel gunne.
De Winter mueß schiebe,
Ob gern oder nid —
Zum Blüehe und Liebe
Chunnt wieder e Zit.

Und Brutlütli blanged
Und Maiteli hanged —
Es will i mängs Herzli
De fröhlig nid cho —
Es will i mim Herzli
De Schnee nid vergoh.

Alw. Kappeler.

Der Schwabenmichel. *)

Erzählung von Alois Horat, Chur.

Im Taufrodel stand zu lesen Jakob Michael Höpfner. Jakob hieß der Vater und Michael hatte der Großvater geheißen. Der war als Vater beim Taufstein gestanden und schließt nun schon lange draußen auf dem Friedhof von Ingheim. Ganz nahe lag er neben dem Kirchlein, dort, wo der verwitterte Glockenturm seine Kalksteinfüße noch tiefer hinuntergrub, als wo die Särge von ingheimerischen Geschlechtern vermoderten.

Der Name Höpfner schaute fremdländisch aus all den einheimischen Heraus, die auf den schlichten schwarzen Holzkreuzen standen. Hatte doch auch ein schwäbischer Bauernschreiner dem die Wiege gezimmert, dessen Sarg nun innerschweizerische Erdschollen zudeckten.

Vor Jahrzehnten schon hatte ihn das harte Schicksalswetter mit seinem grad aus der Schule entlassenen Jakob in die Schweizerberge verschlagen, wo sie mit tapfrem Schweiß sich nach und nach ein bescheidenes Heimwesen zusammenschafften. Der Boden war steinig und karg. Steiniger und karger, da ihn fremde Fäuste bauten, und die Ingheimer glaubten, die Strahlen

*) Bekanntlich arbeitet man daran, die fremden, seit längerer Zeit in der Schweiz Niedergelassenen zwangsweise einzubürgern, um der Überfremdung zu wehren. In bedenklichem Maße machen sie den Einheimischen den Wettbewerb sauer, indem sie weniger Pflichten erfüllen als diese und doch die gleichen Rechte genießen. Man denke nur an die Nichtleistung des Militärdienstes und der Militärpflichterfazsteuer.

In unserer Erzählung aus der Innerschweiz wird im Gegensatz zu unserer Einbürgerungspolitik das Verhalten einer Gemeindebehörde geschildert, die einen Ausländer, der gerne mit uns Freud und Leid, Rechte und Pflichten zu teilen gewillt ist, abweist und dessen Sohn jenem Verhängnis entgegentreibt, das im Weltkrieg Tausende von jungen Männern, die ihrer Gesinnung nach Schweizer waren, für ein „Vaterland“ sich opfern ließ, das sie nie gesehen, in dem sie nie gelebt hatten.

ihrer Heimatsonne in alleiniger Wacht zu haben. Sie lieben das Fremde und den Fremden nicht. Auch die Höpfners mußten sehen, daß es ein gar schwierig Tagwerk ist, mit diesen Leuten am gleichen Strang zu ziehen.

Und dennoch taten sie es in eigen zäher Art. Aus dem Buben wurde ein Bursch und der wuchs zum Mann heran. Dieser mußte dann in einer deutschen Garnison seine zwei Soldatenjahre abdienen. Dann kam er wieder nach Ingheim zu seinem Vater und ging hernach bald auf die Freite. Eines Tages führte er die Holderrösi, eine arme, brave Waise aus dem hintern Tale als Frau ins väterliche Haus, nicht ohne daß die Basen und Bittern aus ihrer Sippschaft, die sich sonst blutwenig um die Rösi gekümmert, ihr argmäßige Vorbehalte machten, daß sie einen Landsfremden nehme. Aber die Rösi, die seit dem frühen Tod ihrer Eltern an magern Schüsseln saß und nicht recht wußte, was Feiertag war, ließ von ihrem Jakob nicht. So wurden sie ein Paar, der Jakob und die Rösi.

Und ein glückhaft Leuchten lag über dem Häuschen in der Steinmatte, als eines Tages der kleine Jakob Michael in der Korbwiege zappelte und mit seinen lieben Blauäuglein erstmals über die rotgestreifte Decke nach dem schwarzbraunen Kammertäfel lugte. Die Mutter, die mit bleichen Wangen und glückversornten, glanzfiebrigen Augen in den Linnen lag, wollte den kleinen Jakob nach des Vaters Namen rufen. Doch der meinte in seiner ruhigen, schalkhaften Schwarzwälder Art:

„Nein, Rösi, unsfern Stammhalter nennen wir nach seinem Götti Michael. Grad so schnell will ich halt auch nicht der Alte sein,“ fügte er lächelnd bei, „und übrigens soll dann dein nächster Bub Jaköblein heißen. Gelt?“

Der jungen Mutter malte da ein tiefes Glück zwei zarte Rößlein auf die weißen Wangen. Lebenshungrig schaute sie durch die feinädrigen Lider in ein helles Zukunftssonnenland mit lustigem Kindergeplauder auf lichtwarmen Auen. Wer hätte auch damals gedacht, daß die Rösi sich nie mehr so recht erholen würde. Ein schleichend Siechtum fraß sich bei der Geburt in die zarten Wurzelfäden ihres Lebensbaumes und brachte ihn nach und nach zu Fall. . . .

Der Tod nahm Haußrecht bei den Steinmättlers.

Zuerst ließ er sich in Großvaters Kammer nieder, den sie im Spätherbst auf das Friedhofplätzchen beim Glockenturm hinaustrugen, als der bissige Nordwind die letzten dunkelgelben Blätter auf den Sarg hinwarf und ins Grab hinuntertrug. Nicht allzulang war der Trauerzug, wenn auch der große Gleichmacher Tod noch am ehesten die Schranken zwischen Fremd und Einheimisch zu durchbrechen imstande war.

Im Winter drauf, zwischen dem Christfest und dem Neujahrstag, schlich dann der Knochenmann in Rösis und Jakobs Nebenstube und löschte

dort ein Lebensflämmlein aus, das schon lange, lange nur noch schwach geplackert hatte. Als Jakob an dem frostklaren Wintermorgen aus dem Stall in die Kammer zurückkam, fand er eine Tote. Den grobknochigen Mann schüttelte ein Frost, der nicht aus den Winterschauern kam. In seinem Hirn und Herzen wallte es eiskalt und dann wieder glühheiß auf. Das warf ihn über das Bett und preszte ihm Tränen in die Augen, viele, viele. Ein wehes Schluchzen ging durch die Kammer in die Stube und über die Treppe hinauf bis ins Kämmerchen des damals sechsjährigen Micheli. Eine kindlich schwere Ahnung sprang den schlaglang an, da er die halbwachen Auglein ausrieb und dann schnell in die Hözchen schlüpfte.

Der arme Kleine konnte noch nicht wissen, welch hartes Schicksal ihn an jenem Wintermorgen getroffen. Auf dem Friedhofgang dachte er in seinem kindlichen Sinn fast mehr an seine buntbemalten Holzfühlein und an den mit wirklichem Stroh bedachten Stall, den ihm das liebe Christkindlein gebracht, als an die tote Mutter dort vorne im schwarzen Sarge, auf den kleine weiße Faserflocken leise, leise ein Leichentuch hinwoben.

Des kleinen Michels bewußte Schicksalstage und Schmerzstunden kamen erst später.

Bald mußte er seinen ersten Gang zur Schulstube tun. Der Vater, der seit dem Tode seiner Rösi ein gar stillernster Mann geworden, führte den Kleinen an der Hand zum rebenumgrünten Pfarrhaus. Hier im Erdgeschoß war die Schulstube der Ingheimer. Alle Klassen waren beisammen, von der ersten bis zur siebenten, die Buben und die Mädeln. Die größern und stärkern Rangen stritten und pufften sich gerade nicht allzu manierlich um die besten Plätze auf den Fensterbänken, von denen aus man die neubackenen Erstklässler und Erstklässlerinnen am leichtesten herankommen sah, als der kleine Michel mit seinem Vater über den Schulhof ging.

„Da kommt auch wieder ein ABC-Schüß, so ein windiger,“ meinte einer, und Gejohle lief durch die Schulstube. Das erstarb aber auf einmal, da der Dorfsschulmeister gerade eintrat. Vor dem hatten sie einen Heiderespekt.

Gräß hinter ihm wurde der mit seinen ängstlichen Blauäuglein verzagt in die neue Welt blickende Michel von seinem Vater in die Schulstube hingeschoben. Der sprach noch ein paar Worte mit dem Lehrer. Den Hut hielt er in der Hand. Dann ging er, und der Michel stand allein auf der ihm unbekannten Straße. Scheu schüchterte er mit bangen Blicken in der weiten niedern Stube herum. Als dann aber noch ein paar Knirpse und kleine furchtsame Mädeln mit dem Vater oder der Mutter zur Türe hereinkamen und der Lehrer mit gar nicht strengem Lächeln die Neulinge alle in die vorderste Bank, ganz nahe beim Pult und bei der Wandtafel, einreihte,

Löschten schon ein paar Angststrahlen in Michels blauen Augenlichtlein aus. Viel sicherer drehte er sein braunes Lockenköpfchen herum und schaute nach den rahmenlosen, hundsfarbigen Bildern, die rings an den Gipswänden hingen.

Die Kleinen in der vordersten Bank durften schon früh wieder nach Hause gehen. Wie da der Michel ausholte und heimwärts galoppierte, wie ein junges Füllen, das erstmals in das frischgrüne Saftgras hinausspringt. Der Vater mähte gerade das erste End, weit weg vom Stall, als der Kleine atemlos gelaufen kam. Gleich fing er zu erzählen an, mit hochroten Wangen und glühender Stirn, auf der die schweißnassen Locken zierliche braune Kreise ringelten.

Der Vater hemmte seinen Sensenschwung, und ein jähes Lächeln leuchtete in seinen Augen auf, da er die Stirne mit dem Hemdärmel trocknete und dem frohsprudelnden Quell des Plaudermäulchens lauschte. Ein Gedanke, den er schon lange hin- und hergewälzt, erhielt da auf einmal schnellern Antrieb. Es war, wie wenn seine Wasserrädchen im Redebächlein des kleinen Michel gehangen wären.

„Jetzt lasse ich mich einbürgern in Ingheim. Nun will ich Schweizerbürger werden. Meines Buben wegen da schon. Den überlasse ich nicht dem deutschen Feldweibel, der mir das Leben so sauer machte und die letzten Stränge lockerte, die mich aus ennetrheinische Reich banden.“

Das wurde fest und tief in Jakob Höpfners Gehirnwände gehämmert, diese Vietelstunde. Er kam nicht mehr vom Gedanken los. Schon ein paar Tage drauf, als naßschwere Wolken an den Talhängen krochen und der Dorfbach im Regen schwoll, nahm er Schirm und Hut und ging zum Gemeindeammann, um seine Sache ins Geleise zu bringen.

Der machte große Augen, als ihm Jakob Höpfner sein Anliegen vorbrachte, ruhig und ernst, so wie man einem Arzt ein Übel ausmalt, von dem man sicher Linderung und Heilung erhofft. So entging es dem ganz mit seiner Darstellung beschäftigten Höpfner denn auch, daß Zweifel und Unbehagen um die Mundwinkel des Ammanns zuckten und daß nervöse Hast seine Feder vorwärts jagte, da er die nötigen Eintragungen in die Bücher machte.

„Die Gemeindeversammlung hat in erster Linie darüber zu entscheiden, Höpfner, ob sie Euch und Euren Buben als Ingheimer Bürger aufnehmen will. Sagt sie ja, nimmt Euch der Kantonsrat auch noch ins Landesbürgerrecht auf. Aber das will ich Euch heute schon sagen,“ fügte er mit beinahe trockhaftem Stimmbeben bei, „daß unsere Ingheimer der andernorts modischen Einbürgerei nicht grün sind. Sie haben's von altersher so gehalten.“

Damit legte er seine Feder weg und stand auf. Höpfner, die die ganze Zeit gestanden war, setzte seinen Hut sonderbar umständlich langsam auf.

Es war ihm, als ob er noch etwas sagen und fragen wollte. Dann sprach er aber doch nur ein kurzes „Danke, Herr Ammann!“ und schritt in den düstern Regentag hinaus.

Der Tag der Gemeindeversammlung kam.

Schon war der Winter ins Tal gezogen, als die Männer von Ingheim sich wie üblich nach dem Sonntagsgottesdienst in der Kirche zur Beratung zusammenfanden. Die Bänke um die Kanzel füllten sich mählich. Schneller als sonst. Sei es, weil draußen vor der Kirchtüre der Nordwind winzig spitze Eisnadeln herumwarf. Sei es, weil das Traktandum Höpfner die Ingheimer eiliger in die Kirche trieb.

Nachdem ein paar alljährlich wiederkehrende Geschäfte fast hastig erledigt waren, kam die Einbürgerung Höpfners an die Reihe. Wie ein elektrischer Schlag ging es durch die Kirchstühle, da der Ammann auf der Kanzel sich sichtlich abmühte, den gleichen, ruhig klaren Tonfall innezuhalten wie vordem. Es gelang ihm nicht ganz. Man merkte gleich, daß da nicht mehr bloß der Kopf die Sätze modelte, daß da die ganze Seele des langjährigen Oberhauptes von Ingheim mit Partei nahm und bis in die letzte Silbe ihr Mitspracherecht hartnäckig behauptete.

Als der Ammann darlegte, wie der Gemeinderat nach langem Hin und Her, Dafür und Dafür mit acht gegen eine Stimme beschlossen habe, den Ingheimern Abweisung des Einbürgerungsbegehrens zu beantragen, wußte jeder, daß es nicht der da droben war, der diese eine Stimme abgegeben.

Und in seinem Sinne beschloß auch die Gemeinde.

Als die schlimme Kunde auf schadenfrohen Sohlen alsgleich nach der Steinmatte stampfte, kam sie grad zur rechten Zeit, um das farge Mittagsmahl mit bittersten Säften zu würzen. Betroffen hörte der alte Höpfner die Botschaft an. Keine Silbe rang er aus den hartgepressten Lippen heraus. Einen Hieb lang nur senkte er seinen Kopf, wie wenn eine Faust hart auf seinen Nacken gefahren wäre. Dann würgte er noch ein paar Löffel voll herunter und ging mit schweren Schritten in die Nebenstube, die Sterbekammer seiner Rösi.

Der kleine Michel aß nun den mächtigen Brotdrocken auch nicht mehr ganz auf, den ihm der Vater nach dem Tischgebet abgeschnitten. Dunkle Ahnungswolken krochen auf einmal auch dem Kleinen vor den Augen vorbei; die auf die Türe starrten, deren Schloß der Vater eben ungewöhnlich hart in die Falle schlagen ließ. In diesem schwarzen Gebräu sah Michel auf einmal die Buben und Mädchen seiner Klasse ganz anders, wie sie die letzten Tage die Köpfe zusammengestellt und wie die aus den obern Klassen ihn höhnisch von oben herab angeglockt hatten, so ganz anders als früher.

Der Erstklässler Michel wuchs diese Stunde.

Er wollte in seinen Gehirngängen Dingen nachspähen, deren Fährte sein Sinn noch nicht richtig auffspüren konnte. Und doch glühten ihm hinter Stirn und Augen neue Gedanken. Es wollte ihm nicht in den Kopf hinein, daß diese Leute da seinen braven Vater, der doch keinem etwas zuleide tat und keinem nachstand, nicht als einen der ihrigen aufnehmen wollten. Und nicht begreifen konnte er, weshalb nicht auch er mit den andern Schweizerbuben zu einem Schweizermann heranwachsen dürfe.

Am andern Tag lief der kleine Michel weniger froh als sonst in die Schulmesse. Er kam auch zu spät, erst beim Sanctusläuten. Er merkte auch gleich, wie ein paar Elsbogen aneinanderstupften, als er durch das vordere Seitentürchen aus dem Glockengang in die Kirche trat. Und auf dem Wege zur Schule sprach keines ein Wort mit ihm. Auch er redete nicht.

Dann begann die Schule. Die Schüler und Schülerinnen der untern Klasse mußten in der ersten Stunde mit ihren Schiebertafeln und Griffeln hantieren. Der Lehrer schrieb eine ganze Reihe von Rechnungen an die Wandtafel. Diese mußten sie lösen. Die obern Klassen hatten unterdessen Schweizergeschichte.

Das war sonst immer eine Lieblingsstunde des kleinen Michel gewesen, auf die er sich schon den ganzen Sonntag freute. Mit rotglühendem Köpfchen hatte er sich allemal hinter die Aufgaben hergemacht, um sie möglichst schnell fertig zu haben und dann ganz verstohlen mit heißer Aufmerksamkeit den Erklärungen des Lehrers zu lauschen. Wie krallig hart hatten das letzte Mal seine Fingerchen den Griffel umspannt, da er mit dem armen Wanderburschen Hans Waldmann aus dem Zugerländchen nach Zürich ging, dort mit ihm die ganze Stufenleiter der Ehrenämter emporklomm und hildvoll die Bücklinge der Kaiser und Könige entgegennahm. Wie fror es ihn dann aber auch wieder, den Michel, als der erste Mann der damals in ganz Europa gefürchteten Eidgenossen den steilgefährlichen Hang des Hochmuts emporkletterte, in jähem Fall stürzte und sein stolzes Haupt auf den Henkerpflock legen mußte.

An diesem Montag nun ging der Lehrer den Gründen und Anfängen des Schwabenkrieges nach. Wie horchten da die Schweizerbuben auf, als sie hörten, wie trüglich die Eidgenossen dem mächtigen Kaiser Rede standen. Wie kühn einer ihrer Ahnen aus den Urschweizerbergen dem Kanzler auf dem Reichstage zu Lindau, der die Eidgenossen mit der Gänsefeder knechten wollte, die Worte gegen die Stirne schleuderte: „Was Ihr drohet, gnädiger Herr, ist vormals anderen misslungen, welche es mit Hellebarden versuchten, die mehr zu fürchten sind als Eure Gänsefiele.“

Der kleine Michel wußte nicht recht, warum. Aber es war ihm so bänglich in der Brust drinnen. Er schluckte eins ums andere Mal. Die Aufgabe, die er beim Beginn des Schwabenkrieges eben gerade angefangen, war

noch ungelöst. Und doch war es keine schwierige. Den ganzen Vormittag war er ganz anders wie sonst. Als der Lehrer ihn dann in der letzten Stunde zum Weiterlesen aufrief, wußte er gar nicht, wo er fortfahren sollte. Er war immer noch beim Schwabenkrieg, wo seine Ahnen und die Vorfäder der andern Dorffinder sich mit der Mordwaffe gegenüberstanden und einander die Brandfakel in die Häuser und Scheunen warfen.

Eine Dämmerung huschte über den gestrigen Tag, und schmerhaft starrte ihn der Gedanke an, daß er wirklich nun an den starken Heldenmännern der alten Eidgenossen nicht mehr so viel Anteil und Freude haben dürfe wie seine Schulgenossen.

Der Lehrer schüttelte ob dem sonderbar ungewohnten Gebaren des Knaben den Kopf. Aber er sagte nichts. Dafür zischelte es in den hintern Bänken auf, schlängengleich und giftig:

„Der Schwabenmichel! Schwabenmichel!“

Irgendwo hatte es aufgezüngelt, daß schlimme Wort, und tuschelte sich durch alle Bänke. Es war, wie wenn der lange Druck von gestern auf einmal Luft bekommen hätte. Die Jungen hatten nun ihre eigene Auslegung für das gestrige Tun der Alten an der Gemeindeversammlung gefunden und ihr Opfer unter dem Eindruck der heutigen Geschichtsstunde mit dem Kainszeichen Schwabenmichel gebrandmarkt.

Auch am Ohr des kleinen Michel vorbei war der giftige Pfeil geflogen. Wie ein frostiges Beben war's ihn angekommen, als er ihn schwirren und verhullen hörte. Nun heftete er aber auf einmal all sein Sinnen ganz auf das Lesebuch, um den bösen Traumdruck abzutwerfen und zu vergessen.

Dann schlug bald die Mittagsglocke an im nahen Kirchturm drüber. Noch ein kurzes, helltautes „Vater unser“ und „Gegrüßt seist du, Maria!“ Dann stürmte die Ingheimer Schuljugend hinaus in den kalten Wintertag.

Der Michel ging schon in der Mitte des Schulplatzes. Da sprang es wieder auf, das argschlimme Wort. Und er wußte nun, daß er sich in der Schulstube nicht verhört hatte.

„Schwabenmichel! Schwabenmichel!“ schrillte es durcheinander wie ein heiserer Chor, als der Lehrer um die Ecke verschwunden war. Auch ein paar Schneeballen sausten dem Kleinen an den Ohren vorbei. Eine gar traf ihn hart auf den Rücken. Aber im Kopf und in der Brust drinn zwickte er ihn so spitzig und glühheiß, dieser Spottname, daß er die Schneeballen kaum merkte.

In Angst und Ahnung wollte er dem Schicksal enteilen. So schnell er konnte, sprang er davon, ohne sich nochmals umzuschauen. Und so weit, daß der Lauteste ihn nicht mehr mit dem bösen Wort treffen konnte. Dann stand er still wie ein todmüd gehecktes Reh, das der fletschenden Meute noch für eine kurze Zeitspanne entrann, um ihr dann doch verfallen zu müssen.

Das war die bislang schwerste Stunde im Leben des kleinen Michel. So erdschwer waren seine sonst so flinken Sohlen noch nie über den schmalen Fußweg nach der Steinmatte gegangen. Es war ihm, wie wenn er die ganze Schule mitschleppte. So langsam kam er über den holprigen Steinpfad voran und so matt. Gerade wie ein jahrmüder Mann, dem das schnelle Steigen an den Atem geht. Wie die schwarzen Dachfirstbalken des Vaterhauses unter ihrer Schneelast bei der obersten Wegecke zu ihm hinüberlugten, gingen seine Füße noch langsamer. Wo er sonst immer die letzte, kurze Strecke im Lauf genommen, schlarrte er sich heute hauswärts wie ein Greis.

Der Vater sah ihn kommen.

„Was ist denn heut mit dir?“ begrüßte er den Buben, da er in die Stube trat, schlichtstill, gar nicht so spektakelig wie sonst.

„Du siehst ja aus, als hätte dich der Lehrer übers Knie genommen,“ meinte er noch.

Doch wie ihn da der Michel aus seinen blauen Augen so weidwund und wehlich anschaut, wie seine Rösi allemal geblickt hatte in den letzten Tagen, wußte er, daß das Leid tiefe Wurzelsäden getrieben hatte als nur im Erstkläßler. Das kleine Menschlein mußte da getroffen sein.

Der Höpfner fühlte das um so deutlicher, als auch sein Herz seit gestern lauter und härter gegen die Brustwände flopfte. Der gute Mann hatte eine böse Nacht hinter sich, die ein schlimmer Tag mit dunkelsten Gedankenschatten angefüllt. Gedanken, mit denen sein einfaches Bauernhirn und warmes Herz in langem, bangem Ringen nicht fertig wurde.

Der Gemeindebeschuß hatte ihn nachhaltig getroffen. Das hatten ihn schon die Nacht und der ganze Morgen gelehrt.

Nun aber ward es ihm Gewißheit, daß der Sieb tief saß, da ihm sein Einziges, der Bub, unter Tränen und Schluchzen sein Herzleid flagte.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Attenhofer.

Zu den schweizerischen Sangesmeistern, denen mit vollem Recht der Ehrentitel „Sängervater“ beigelegt wurde, die sich eines Namens erfreuten, wie nur wenige im Lande, und denen unzählige Freunde und Verehrer in aufrichtiger Liebe zugetan waren, weil sie mit jeder Faser ihres Wesens und mit der ganzen Fülle ihrer beglückenden Kunst auf echtem, urwüchsigem Heimatboden standen, gehört unser unvergleichlicher Karl Attenhofer.

Als ältester der fünf Söhne des aus Burzach im Aargau stammenden Klosterwirtes zu Wettingen erblickte Attenhofer am 5. Mai 1837 am Limmatstrand das Licht der Welt. Die Eltern, namentlich die Mutter Röseli, geb. Räuffler, eine fleißige Kirchenchorsängerin, beselte stark entwickelter